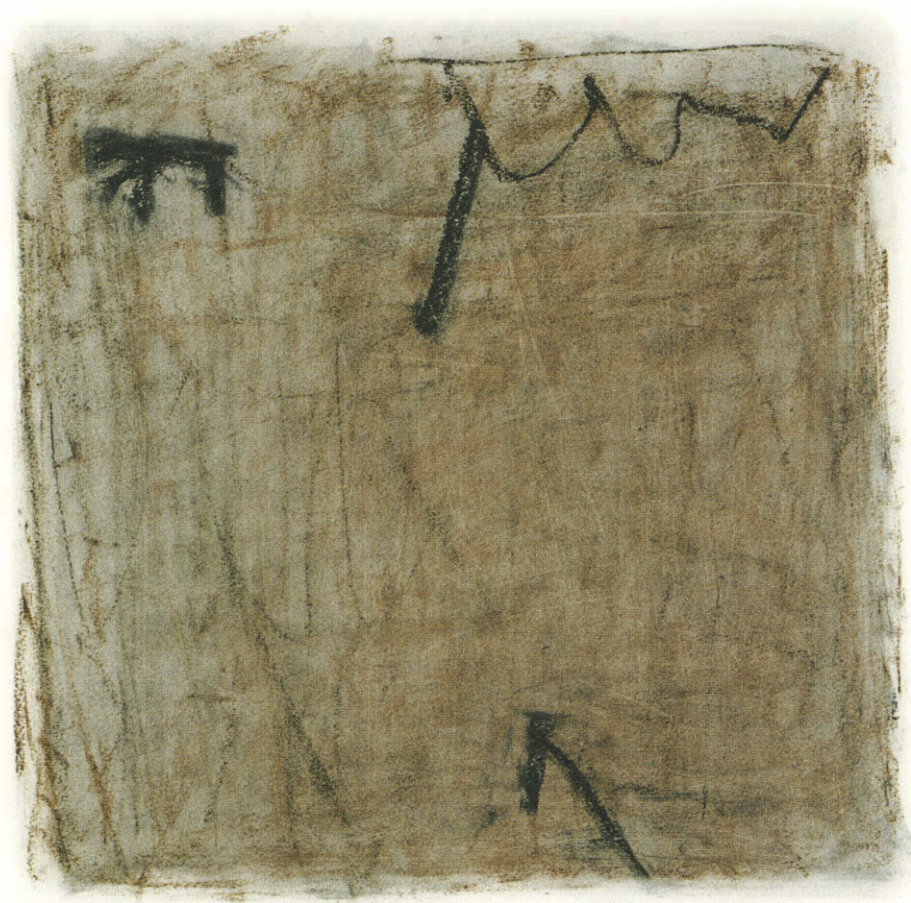


Markus Huber

Farbige Ereignisse

Roland Scotti



Farbzeichnungen und Malerei, beides Medien, deren Tod man (wer eigentlich?) schon seit Jahrzehnten immer wiederverkündet; ein Gerücht, weitergetragen sowohl von Laien wie auch von so genannten Experten. Und doch ist deutlich, dass wir, wenn wir von Kunst sprechen, nicht an diesen scheinbar überwundenen Gattungen vorbeikommen; sichtbar belegt auf Kunstmes- sen, in Galerien und Museen. Es wäre müssig, sich über diese Kluft, die zwischen niedergeschriebenen Pamphleten und tatsächlicher Gegebenheit herrscht, aufzuregen oder nur zu äussern, wenn man nicht beständig darauf hinweisen müsste, dass gerade in diesen Medien die Entwicklung der modernen Kunst am weitesten vorangetrieben und das künstlerische Mittel an sich am gründlichsten erforscht worden ist – beides auch jetzt noch mit äusserster Intensität betrieben wird.

Manchmal scheint es, als wäre alles ein Problem der Zeit, der Aufmerksamkeitsdauer, die eine Zeichnung oder ein Gemälde von jedem Betrachter einfordern – vielleicht zuviel verlangt in einer Zeit, in der die Distraction, das Hin- und Herhoppeln der Wahrnehmung, aus vielen Gründen bevorzugt wird? Einer der Künstler, die mit ihrem Werk die Schnel-

ligkeit der Wahrnehmung hinterfragen, die sich dem Rasen der Augenblicke verweigern, ist sicherlich Markus Huber, dessen Arbeit hier vorgestellt werden soll.

Huber, ein Autodidakt, widmet sich seit mehreren Jahren der Pastell- bzw. Kreidezeichnung; seit 2000 auch der Ölmalerei. Von einem formalen, in der modernen Schweizer Kunst verankerten Konstruktivismus kommend, hat der Künstler in den letzten Jahren einen gestischen, prozessbetonten Umgang mit dem Material „Farbe“ entwickelt, bei dem die konkrete Formsetzung (im Sinne Max Bills) durch eine allmähliche Formfindung ersetzt wurde: eine Findung, die sich aus dem schichtweisen Auf- und Abtragen von Farben ergibt. Als Beispiel mag hier eine, auf den ersten oberflächlichen Blick, monochrom erscheinende Werkreihe aus dem Jahr 1998 dienen. Die drei umbratonigen, also im strengen Sinne „nichtfarbigen“ Zeichnungen lassen sich als Quadrate bezeichnen, in denen „etwas“ geschieht. Und wichtiger als das Quadrat, das bei genauem Hinsehen (ebenso wie bei Malewitsch) keines ist, ist dieses „Farbeignis“. Im nachvollziehenden, mitarbeitenden Blick entdeckt man die Spuren und die Strukturen der zeichnerischen Tätigkeit; bunte Farben wie Blau und Rot tauchen auf und ver-

sinken wieder, ebenso wie dunkle, vertikale oder horizontale Farbzonen sich ahnen lassen, Radierspuren, Stiftkratzer und Pigmentschlieren verdichten sich für Momente zu Dingen, vielleicht Schriftzeichen, vielleicht Gegenständen, möglicherweise auch nur »Einbildungen«, um sich sogleich wieder aufzulösen, an anderer Stelle eine tatsächlich greifbare, aber nie bestimmbare Form zu verkörpern. Alles, was wir sehen ist zugleich Tatsache

scheint. Doch aus oder in dem indifferenten, bis in den letzten Strich aber auch differenzierten Grund erscheint eine dominante Form, die fast gewaltsam ihr Dasein manifestiert – und dennoch, merkwürdigerweise, nie das fragile Gleichgewicht des Gesamteindrucks zerstört: auch sie ist nur temporär und wird gleich wieder verschwinden, im nächsten Arbeitsschritt des Werkprozesses „untertauchen“. Dem ist natürlich nicht so, aber



und Vermutung, ist ebenso gegenwärtig, wie es Gefühle sind – die man besprechen, aber nicht fassen kann. Und je länger wir schauen, um so klarer sehen wir, dass wir etwas betrachten, das keinen Anfang und kein Ende hat, das im besten Sinne endlos ist – unauslotbar, aber als „vollendetes“ Werk sichtbar. Eine Ambivalenz, die Spannung erzeugt; die das Interesse weckt, sich Zeit zu nehmen und den unaufhörlichen Text der Farbe zu „lesen“.

Ähnliches – und doch ganz anderes – geschieht in den gemalten Bildern Hubers. Auch hier ist das Machen, das Entstehen des Werkes sichtbar; auch hier sieht man eine äußerst sensible Farbige- keit, fast Buntheit, wo keine Farbe zu sein

es könnte sein. Und hier wird fassbar, was ich als Faszinosum der alten Gattungen erkenne: das Spiel mit der Wahrnehmung, mit unseren Möglichkeiten der Erkenntnis, die Herausforderung unseres umfassenden Verständnisses, das etwas anderes ist als „you get what you see“; eher: „Traue Deinen Augen nicht.“

Roland Scotti ist seit 1997 Kurator am Kirchner Museum Davos.

Linke Seite oben, Mitte und Rechte Seite unten: Pastelle, 38 x 37 cm

Rechte Seite oben: Öl, 50 x 60 cm